

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

53 (4.7.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 4. Juli 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 53.

Die Vergeltung.

(Fortsetzung.)

8.

Der Landgraf Ludwig VIII. von Hessen war bekanntlich ein sehr großer Liebhaber des edeln Waidwerks.

Der Lieblingsaufenthalt des Landgrafen war das Jagdschloß Kranichstein bei Darmstadt, wo er den größten Theil des Jahres verweilte. In dem Winter aber, in welchem Hermann Brand sich als Jägerbursche bei dem Oberförster Nievergall befand, war der hohe Herr fast beständig unpäßlich, so daß er auf Anrathen der Ärzte das alte Palais zu Darmstadt bewohnen und die Ausübung der Jagd während dieser für ihn so langen Zeit ganz vermeiden mußte. Sobald er sich indeß nur einigermaßen besser fühlte, da war's ihm zu eng in der Residenz, und er zog hinaus nach seinem lieben Kranichstein.

Es war ein Märztag von seltener Milde. Der Landgraf schaute aus einem der Fenster des Jagdschlusses hinaus in die frische, neu erstehende Natur. Ludwig VIII. konnt' es nicht mehr länger in der Stube aushalten; es trieb ihn hinaus in's Freie. Ein Hirsch ward vor's Carriol gespannt, der Landgraf stieg ein und ein Diener mit einer scharlachrothen Weste setzte sich auf den Bock.

Majestätisch und stolz schritt der Sechzehnder einher, als wenn er sich bewußt wäre, wen er hinter sich nachjüge. Der hohe Herr aber betrachtete mit Wohlgefallen die Bewegungen des schönen Thieres. Da trat plötzlich eine Bauersfrau aus einem Seitenpfad heraus, stellte sich vor das Fuhrwerk und sagte mit kläglicher Stimme: „Gnädigster Herr! nur einen Augenblick Gehör!“ Der Landgraf hatte das Weib nicht gleich bemerkt und schrak bei diesen Worten unwillkürlich zusammen.

„Willmann, halt Er an!“ befahl er dem Diener, als er die demüthig Bittende gewahrte. Der Hirsch stand still.

„Weib, was ist Ihr Begehrt, daß Sie mir sogar im Felde in den Weg tritt?“ fragte Ludwig VIII. ernst und streng.

„Ach, gnädigster Herr!“ stehete die arme Frau, „höret mich nur eine Minute an.“

„Nun, so sprech' Sie!“ gebot der Landgraf. „Mach' Sie's aber kurz!“

„Ja, ja! gnädigster Herr!“ versprach die Flehende. „Sehet, ich bin eine Wittfrau, besitze zehn Morgen Land und einen Sohn und zwei Töchter. Mein Sohn, der Hannes ist ein guter Bauer. Vergangenen Herbst sagt ich, Hannes! geh' hinaus und bewach' unsern Krautacker gegen die wilden Säu'! Der Hannes thut's. In der dritten Nacht plagt ihn der böse Geist und er schlägt so 'ne Sau — ich glaub', man heißt's „Keuler“ — todt, und der Wildhüter Lußmann kommt dazu, zeigt's an, und mein Hannes sitzt seitdem im „weißen Thurm“ in der Stadt — ich bin 'ne arme Wittfrau und das Feld will doch bestellt und die Steuer bezahlt seyn . . .“

„Hör' sie, Frau!“ sagte Ludwig VIII., „da hat Ihr Sohn auch eine schlimme That vollbracht; die Richter werden schon entscheiden.“

„Gnädigster Herr Landgraf!“ wimmerte die Arme, „lasset meinen Sohn frei — ich brauch' ihn — um Gotteswillen habt Erbarmen!“

„Geh' Sie Ihres Weges, Frau!“ befahl der Landgraf, „ich will die Sache untersuchen lassen. Wie heißt Sie?“

„Ich bin die Wittfrau . . .“

Gleich dem rollenden Donner erschallte auf einmal das Gedrüll eines Faselochsen und unterbrach das Weib. Das gewaltige Thier, welches der Herde entlaufen war und von einem Knaben, der einen Ringelstecken in der Hand hatte, wieder herbeigetrieben werden sollte, rannte vom Urheil'ger Feld kommend, in ungeheuren Sätzen über Gräben und Hecken. Als es das Fuhrwerk des Landgrafen und die rothe Weste des Dieners erblickte, senkte es, die Erde mit seinen Hufen auswühlend und in die Luft schlenkernd, den mächtigen Kopf und drang auf Diejenigen, welche seine Wuth entflammt hatten, ein. Das Weib entfloh unter Heulen und Wehklagen, und der sonst so muthige Hirsch fing an zu zittern und war wie fest gebannt. Außer einem Hirschfänger, den der Landgraf trug, waren keine Waffen vorhanden. Der wilde Stier hatte sich die rothe Weste des Dieners zum Ziele genommen — er tobte, den Sechzehnder in den Gräben schleudernd, auf die verhasste Farbe los und stürzte das Carriol der Art um, daß es den Diener mit sammt seiner rothen Weste bedeckte. Der Landgraf war weniger glücklich; er fiel auf den Weg, erhob sich aber sogleich wieder und zog, so schwach auch sein Arm damals seyn mochte, den Hirschfänger und suchte, sich stets durch den Wagen deckend, dem Thier die Augen auszuschielen, damit es ihm erblindest nicht mehr schaden könne. Da strauchelt aber sein Fuß an dem Hirsche, der sich in die Stränge verwickelt hatte; er fällt zur Erde nieder und sieht, wie der Ochse über ihn herstürzen will. Der hat indeß ausgetobt; denn in demselben Moment knallt in der Nähe eine Büchse, und der gewaltige Stier sinkt, mitten in die Erde getroffen, röchelnd zu Boden. Als sich nun der erstaunte Landgraf umschaute, steht dicht vor ihm ein fremder Jäger, der eben die Zündpfanne seiner Büchse mit einem Lappchen reinigt.

Der treffliche Schütze hilft nun zuerst dem Landgrafen auf die Beine, dann bestreift er, mit starkem Arme das Carriol wieder auf die Räder hebend, den rothbeweseten Diener, und zuletzt leistet er diesem noch in Entfesselung des Hirsches Beistand. Als Alles wieder in Ordnung war, fand sich, daß Niemand eine Wunde davon getragen hatte. Der Landgraf dankte gerührt seinem Reiter und vermochte denselben dazu, daß er mit nach Kranichstein fuhr.

„In Zukunft, Willmann!“ sprach Ludwig VIII. zu seinem Diener auf dem Rückwege, „in Zukunft läßt Er seine vertrackte rothe Weste daheim — die ist an der ganzen Geschichte schuld gewesen. Denk' Er sich das Malheur! Wenn dieser resolute junge Mann nicht noch zur rechten Zeit gekommen wäre, hätt' ich mein Leben unter den Hörnern des Farren lassen müssen, und Er — nun, Er läge noch immer auf der Erde, das Carriol über den Kopf gestülpt.“

An selbigem Tage hieß es in der ganzen Gegend, der Landgraf sei umgekommen. Viele eilten besorgt nach Kranichstein. Der alte Herr ließ aber Niemanden vor, sondern unterhielt sich bei einer Flasche Wein ganz gemüthlich mit seinem Reiter, in welchem wir unseren Freund, den Jägerburschen Hermann Brand, wieder erkennen, den das Schicksal auf seiner neu angetretenen Wanderung in die Nähe des Jagdschlusses geführt hatte. Der Jüngling erzählte dem Landgrafen mit großer Aufrichtigkeit die Geschichte seines Lebens.

„Daß Er sich mit dem Kronau einließ,“ tadelte Seine Durchlaucht, „war unklug. Er kann immer nicht wissen, ob der

Mann wirklich unschuldig ist. Aber gelt, das Mädchen wird Ihm gefallen haben?"

Hermann ward über und über roth.

"Jetzt geh' Er," befahl der Landgraf, "und mach' Er sich's bequem. Er tritt, wie gesagt, in meine Dienste und reiset nicht weiter. Ich werd' für Ihn sorgen. Solche wackere Bursche, wie Er, kann ich brauchen."

Der Jägerbursche zog sich hierauf in ein Zimmer zurück, welches man ihm anwies, und dessen Wände mit prächtigen Tapeten überzogen waren. Auf den Tapeten aber sah man die mannichfaltigsten Scenen aus dem Jagdleben — Jäger zu Fuß und zu Pferd, abgehezte, schweißende Hirsche, von Hunden zerfleischte Gabelthiere, schäumende Eber u. s. w.

Als es Abend geworden, brachte Willmann einen angenehmen duftenden Wildbraten und eine Flasche Wein. Der Jüngling ließ sich das Alles vortrefflich schmecken und versank dann in einen gesunden Schlaf und träumte von Faren, Hirschen und Jägern.

Am folgenden Morgen erinnerte sich der Landgraf des armen Weibes, das ihn um Freilassung ihres Sohnes angefleht. Er ließ sich nach den Gefangenen im „weißen Thurne“ erkundigen, und als sich herausstellte, daß ein gewisser Johannes Müller aus Bessungen, der Sohn einer Wittwe, und wegen Tödtung eines Keulers in Haft, darunter war, gab er Befehl, denselben in Freiheit zu setzen. Er wollte durch einen Akt der Gnade und Milde seinen Dank gegen Gott bethätigen, daß er ihn so wunderbar gerettet.

Die Sonne stand schon hoch, als Hermann erwachte. Er öffnete ein Fenster und schaute in den kühlen Märzorgen hinaus.

"Wo magst Du nun weilen, guter Kronau?" sagte er halblaut vor sich hin. "Und Du, liebes Evchen! wirst Du meiner noch gedenken? Drüben im Walde könnte ich Euch vielleicht nützlicher werden, als hier," überlegte er. "Richtig, das will ich thun! ich will den Landgrafen bitten, daß er mich wieder auf meine alte Station zurückkehren läßt. Tag und Nacht durchstreif' ich dann den Forst, bis ich ihn erwische, den Schurken Rothmann — hal welche Wonne, dem Elenden das Geständniß seiner That aus der schwarzen Seele zu pressen!"

Als der alte Herr zu sprechen war, trug er seine Bitte vor.

"Ich will Eurer Neigung gerade keinen Zwang anthun," sagte derselbe. "Aber einige Zeit muß Er immer noch warten."

Nach Verlauf einer Woche ward er vor seinen hohen Gönner beschieden. Ludwig VIII. saß an seinem Arbeitstische; ein offenes und versiegeltes Schreiben lagen vor ihm.

"Da, les' Er!" sagte der Landgraf, dem Jägerburschen das unverklopfene Papier überreichend. Hermann las und staunte; es war seine Ernennung zum Gehülfsen des Jägermeisters mit dem Titel „Hofjäger“ und einem namhaften Gehalte. Der Glückliche küßte seinem Gönner dankend die Hand.

"Wenn Er nach Mönchsbruch kommt," fuhr dieser fort, "so vermeld' Er dem Herrn von Schmieden meinen Gruß und übergeb' Er ihm diesen Brief." Der neue Hofjäger nahm das versiegelte Schreiben in Empfang.

"Nun, Adieu, mein Junge!" schloß Seine Durchlaucht, "und wenn Er von Zeit zu Zeit nach Darmstadt kommt, so vergess' Er nicht, sich bei mir anmelden zu lassen."

9.

Keine Seele im Jagdschlosse Mönchsbruch dachte daran, daß es der verachtete Jägerbursche gewesen seyn könnte, der dem Landgrafen das Leben gerettet, obwohl man erfahren hatte, daß ein junger Waidmann dies gethan. Bald aber sollte man staunen. Es erschien nämlich plötzlich ein Jagdbeamter und erkundigte sich in Auftrag Seiner Durchlaucht sowohl bei Nievergall, als auch bei dem Herrn von Schmieden nach dem Betragen des ehemaligen Jägerburschen vom Königstädter Forsthaufe. Ersterer ertheilte demselben das beste Zeugniß; letzterer behauptete aber, den Menschen, dessen Name er nicht einmal wisse, wenig zu

kennen; er habe selbigen verabschieden lassen, weil er im Einverständnisse mit dem landflüchtigen Kronau gelebt.

"Nun, das hat Gott so gewollt, Herr Jägermeister!" versetzte der Jagdbeamte ernst, "denn nur allein dadurch, daß Ihr dieses thatet, war es dem jungen Manne möglich, im entscheidenden Augenblicke da zu erscheinen, wo das Leben unseres durchlauchtigsten Herrn bedroht wurde."

Der Jagdbeamte verabschiedete sich und ging.

Herr von Schmieden war wie aus den Wolken gefallen, die gnädige Frau wußte nicht, was sie sagen sollte, und Leblanc rief aus: „C'est impossible!“

Hermann Brand, der neue Hofjäger, wanderte rüstig dem Mönchsbruche zu. Er freute sich, daß er nunmehr im Stande war, Jägermeisters jetzt in einer Stellung gegenüber treten zu können, worin er wenigstens einigermaßen Anspruch auf Achtung zu machen berechtigt war.

Der Herr von Schmieden war gerade im Begriff, nach Rüsselsheim zu reiten, als sein zukünftiger Gehülfs ankam, den gnädigen Gruß Seiner landgräflichen Durchlaucht ausrichtete und das bewusste Schreiben abgab.

Kaum hatte der Jägermeister zu lesen angefangen, so wandte er seine Blicke auch voll Ueberraschung nach dem vor ihm stehenden Jüngling; dann sah er wieder auf das Papier und murmelte die Worte vor sich hin: „hm! — richtig! — Brand — merkwürdig — der Sprache nach ein Sachse — wundert mich, daß mir dies noch nicht früher aufgefallen.“

Hierauf las er zu Ende und begann laut: „Nehmet Platz, Herr Hofjäger! Was mir da mein gnädigster Herr schreibt, ist mir recht erfreulich — habt Euer Glück gemacht, junger Mann! Marie!“ rief er zur Thüre hinaus, und die also heißende Magd erschien. „Bring' Sie eine Flasche Hochheimer!“

(Schluß folgt.)

Bilder aus Algier.

Von einem deutschen Krieger.

1.

Im Hospital.

Obwohl ich schon viele abschreckende Erzählungen von einem afrikanischen Hospitale gehört hatte, und die Behandlungsart in einem solchen, besonders der zu tragende Hunger und das übertriebene Blutlassen, mir von Mehreren, die dieß schon durchgemacht hatten, als kaum zu ertragen geschildert war, so zwang mich doch die eiserne Nothwendigkeit, selbst einen solchen Aufenthalt kennen zu lernen. Bei meiner Ankunft untersuchten mich gleich der Portier und mehrere Krankenwärter, ob ich nicht etwa Kontrebande, d. h. verborgene Lebensmittel bei mir hätte; ich war aber in meinem damaligen Zustande so schwach und sorglos, daß ich an eine solche, später wohl wünschenswerthe Verproviantirung nicht gedacht hatte. Man brachte mich darauf in einen Saal, in welchem an demselben Tage ein Soldat aus einem französischen Regimente mit Tod abgegangen, und dadurch ein Platz offen war, der mir jetzt angewiesen wurde. Unser Krankenwärter, der in der Folge von mir gewinnen zu können glaubte, pries mir seinen Saal als den besten, sich als den eifrigsten treuesten Pfleger, dem es jedesmal nahe gehe, wenn einer seiner Anvertrauten sterbe, und den Arzt unserer Division als den allergeheiligsten und bravsten Mann, und was ein gewöhnlicher Franzose sonst noch vorbringen mag.

Das Hospital hieß nach seiner früheren Benennung, die es beibehalten hatte, Babazoun, und war das nächste in Algier, in der Straße gleichen Namens; ich wurde hier abgesetzt, weil meine Träger wohl keine große Lust verspüren mochten, mich noch weiter fortzuschleppen. Mein Krankenzimmer befand sich in einem ziemlich geräumigen Zimmer, dessen Aussicht auf das Meer ging: es waren in demselben keine Fenster, nur fünf mit Läden zu verschließende und mit Eisengittern versehene große Oeffnungen nach der See zu. Das Innere war sehr schön und

prachtvoll, woraus ich schloß, daß es früher wahrscheinlich dem Befehlshaber dieser vormaligen Caserne zum Aufenthalte gedient haben mochte. Der Fußboden und mehrere das Zimmer durchlaufende Säulen waren von schönem, weißem Marmor; die Wände mit buntbemalten, symmetrisch eingesetzten Thonplatten belegt. Die Luft war wegen des Seewindes hier rein und gesund, was in andern Localen, der großen Anzahl der Kranken und einer weniger frischen Luft wegen nicht der Fall war. Wie schon angedeutet, hatte das Gebäude früher zu einer Caserne gedient, worin die Janitscharen des vertriebenen Dey, die Türken, gehaust hatten. Ich fand mehrere, in Marmor gegrabene, arabische Inschriften, habe auch einige copirt, jedoch diese Abschriften, da ich aus Unkenntniß der arabischen Sprache wenig Interesse daran nahm, wieder verloren.

Zur damaligen Zeit befanden sich nur erst drei Hospitäler in Algier, deren Zahl aber in Folge der so sehr überhandnehmenden Kranken in den Sommer- und Herbstmonaten auf sechs vermehrt wurde. Jetzt konnte man sich noch glücklich gegen später schäzen, man war doch wenigstens gegen Wind und Regen gesichert, von denen man in den, später nur sehr leicht erbauten, hölzernen Baracken, empfindlich heimgesucht wurde. Dann hatte man auch eine Bettstelle, Strohsack, dünne Matraze, Leintücher und eine wollene Decke und war ziemlich frei von Ungeziefer; Alles dieß mangelte, oder war nur im erbärmlichsten Zustande in den nach einigen Monaten errichteten Nothhospitälern.

Bei der Visite des Arztes, die Früh und Nachmittags gehalten wurde, trug mich dieser als Neuankommener ein und begann das Examen. Da ich in meinem Eintrittsbillet als Soldat der Fremdenlegion aufgeführt war, wollte der Arzt deutsch mit mir reden, von dem er jedoch nur wenige Worte wußte, und etwaige Antworten gar nicht verstand; der gute Mann wollte sich wahrscheinlich vor seinen Untergebenen nur als großer Sprachkennner bemerklich machen. Ich verständigte mich daher besser mit ihm französisch, da ich so viel in dieser Sprache schon begriffen hatte. Nachdem er meine Krankheit, eine Blutruhr, erkannt hatte, verordnete er, wie im Anfang bei jeder andern Krankheit auch geschah, strenge Diät, Schröpfen und warme Umschläge auf den Unterleib. Das Andenken an jenes barbarische Schröpfen wird nie meinen Körper verlassen; ein höchst ungeschickter Chirurg, wahrscheinlich ein früherer Barbier, machte mit einem stumpfen Rasirmesser, in Ermangelung anderer, dazu besser geeigneter Instrumente, je sechs bis sieben Schnitte und setzte auf diese ein großes Schoppenglas, da die zu einer solchen Operation bestimmten Schröpfköpfe zerbrochen seyn mochten. Fünf solcher Gläser setzte mir die Cannibale auf, machte also mehr als dreißig Schnitte, von denen jeder die Größe und Narbe eines mittelmäßigen Säbelhiebs hat, so gerne ich meinen Schmerzen durch einige Ausrufungen und deutsche Flüche Luft gemacht hätte, unterließ ich dieß doch aus Schaam gegen die umstehenden Franzosen. Doch war jenes Mittel sehr gut. Ich blutete noch 24 Stunden nach der Operation, welcher Blutverlust wahrscheinlich den Krankheitsstoff nahm. Nach zwei bis drei Tagen war ich ziemlich wieder hergestellt, und bekam starken Appetit, aber erst am fünften Tage wurde mir etwas Bouillon und am neunten etwas Consistentes zu essen gegeben. Obwohl ich den Doctor, durch übermäßigen Hunger getrieben, einige Male um etwas Kost ersuchte, so wiederholte der Menschenfeind dennoch fortwährend sein: diète, was mich, da ich durchaus keine Mittel hatte, mir von den Krankenwärtern kaufen zu können, fast zur Verzweiflung brachte.

Ich hatte aus Deutschland von einem theuern Freunde noch ein sehr werthes Andenken, eine Pfeife, deren Kopf mit einem Wappen und vielen Namen lieber Bekannten geziert und mit Silber beschlagen war. Mein Nachbar, ein spizbübischer Franzose, bemerkte diese Pfeife, nachdem er wahrscheinlich längst meinen überschwänglichen Appetit zur größten Freude wahrgenommen hatte; als er nun glaubte, daß dieser den Culmina-

tionspunkt erreicht hätte, so rückte er mit seinem christlichen Vorhaben heraus. Erst lobte er die schöne Pfeife, schalt dann auf den Arzt, daß er mich so ohne Grund Hunger leiden lasse, erkundigte sich sehr theilnehmend, ob dieser wohl schon sehr fähig sei und erbot sich, mir cameradschaftlich zu helfen. Er brachte sofort ungefähr ein halb Pfund Brod unter seinem Bette hervor, zeigte es mir von allen Seiten und versicherte mich gutherzig, daß er dies Alles mir geben wolle, wenn ich ihm dagegen meine Pfeife überließe. Der Unverschämte! meine Pfeife hatte abgesehen davon, daß sie für mich als Andenken unendlichen Werth besaß, doch gewiß zwei Louisd'or gekostet, und dieser Samaritaner wollte mir dafür vielleicht um einen Kreuzer Brod geben. Und doch stand ich wirklich an; fast hätte ich getauscht, ich hat schon meinen weit entfernten Freund im Herzen um Verzeihung; aber da ermannte ich mich, und wollte wenigstens einen Tag noch warten. Doch spähte ich oft in und vor der Küche, ob nicht etwas, und wäre es auch durch heimliches Entfernen, zu erlangen sei, aber meine Pläne und schlechten Absichten schlugen jedes Mal fehl. Endlich kam am siebenten oder achten Tage ein Bekannter von mir in's nämliche Hospital, der in Erinnerung früherer, von mir genossener, und noch zu erwartender Gefälligkeiten mir einige Sous vorstreckte. Nachdem ich am neunten Tage selbst einige Nahrung erhalten, mußte ich noch sieben Tage bleiben; nach Verlauf von sechzehn Tagen kehrte ich, Mitte März zu meiner Compagnie zurück, mit dem festen Vorsatz, nie wieder in ein afrikanisches Hospital gehen zu wollen. (Fortsetzung folgt.)

Wie erhält man sich einen guten Magen,

oder

die Folgen, welche Unmäßigkeit im Lebensgenusse nach sich zieht.

(Fortsetzung.)

Getränke zweiter Klasse.

Bier. — Ein Getränk, das seit neuerer Zeit dem Weine den Rang streitig macht, und in mancher Beziehung nicht mit Unrecht! — Es ist Sitte geworden, Vormittags sein Töpfschen Bier zu trinken, Nachmittags ein Pfeifchen dazu zu schmauchen und Abends im Kreise trauer Freunde beim vollen Humpen zu politisieren. Und in der That! was erquickt mehr nach vollbrachter Arbeit, als sich an einem Krug Bier zu laben und zu stärken? Was mundet lieblicher, als ein Pfeifchen guten Knausters dazu zu rauchen, und so Kummer und Sorgen, die stets das erste Geschäftsleben als Geleitsbrief mit sich führt, im Dampf hinauszublasen. — Aber stets ist eine Bedingung mit dem Genusse dieses Alltagsgetränks verknüpft: Maß und Ziel! Und hier werden leider unverzeihliche Böcke geschossen! Statt 1 Töpfschen zu trinken, werden 3 und 4 hinuntergestürzt; statt Abends sich bei einem Krüge gütlich zu thun, wird eine drei- und sechsfache Auflage gemacht. Auf diese Art wird freilich auch dieses heilsame Getränk ein wahres Arsenik, das unsern Körper in seinen Fundamenten erschüttert. — Das Bier macht dick — wer also dick und stark werden will, trinke Bier, viel Bier! so argumentirt die anti-diätetische Welt, und säuft drauf los wie die Bürstenbinder. Ja, das Bier macht allerdings einen dicken Bauch, hie und da erweitert es auch unsere ganze Fleischmasse, aber gewiß ist es nicht das kräftige, compacte Wesen, das nur allein Mäßigkeit zu verleihen vermag, sondern es ist ein aufgedunsener, mürber Fleischklumpen, den es hervorbringt, — ein unbeholfener Coloss.

Wer Bier trinkt, sehe vor Allem auf seine Beschäftigung. Der Scriptor, der den ganzen Tag am Schreibtische steht; der Schneider, der mit gekreuzten Beinen seine Nadel forcirt; der Schriftsetzer, den das monotone Geklapper der Buchstaben an seinen Rippen fesselt — sie alle sollten nie die Quantität zu sich nehmen, die dem Handwerker erlaubt ist, der so zu sagen mit Händen und Füßen arbeitet: dem Drucker,

der stets am Bengel hängt; dem Zimmerman, dem die Art schnelle Verdauung verschafft; dem Holzspalter, der im Freien sein Metier treibt. Darf dieser ein Maas trinken, muß sich jener mit einem Glase begnügen; sonst verliert das Bier seine nährende Eigenschaft und geht in eine zehrende über; es macht matt, verdrossen, faul, schläfrig, während es, mäßig genossen, stärkt, erquickt und erheitert. — Darum bitte ich Sie, mein freundlicher Leser! das Bier stets mäßig und nicht jeden Tag zu trinken, indem es der guten Verdauung zu sehr in den Weg tritt. Und dann sehen Sie insbesondere darauf, daß es gut ausgegohren ist, was Sie daran erkennen, wenn es hell im Glase blinkt, und obenauf einen dünnen, weißen (milchrahmartigen) Schaum hat. Ist es schlecht, so kann es verschiedene Uebel, wie Kolik, Harnstrenge, Magen- und Darmentzündung herbeiführen. Aber auch zu stark soll es nicht seyn, da es in diesem Falle leicht Störungen des Blutes, Hämorrhoiden, Gicht, Eingenommenheit des Kopfes veranlaßt u. c. Zu seinen berauschenden Bestandtheilen kommt der beraubende Stoff des Hopfens, und statt dessen in manchen Ländern Vermuth, um es recht bitter zu machen. Wer hier zu tief in's Glas sieht, der erhält einen Rausch, der sehr lange anhält und eine eigenthümliche Umneblung des Kopfes, Kopfschmerzen, Schwäche des Verstandes, ja allgemeine Nervenzerrüttung zurückläßt. — Das Bier ist ein flüssiges Brod, und deshalb muß es um so spärlicher genossen werden, je nahrhafter die andern Speisen sind, die wir nebstbei zu uns nehmen.

Wein. — Der Weir, sagt H. in seiner Makrobiotik: ist Milch für das Alter, die Milch Wein für die Jugend. Also ein kraft- und saftvolles, ein Herz- und Geist erquickendes, erhebendes und belebendes Mittel, ein Nektartrank! Aber, mein freundlicher Leser! — ich komme wieder zu unserer alten Litanei zurück: mäßig genossen, und zwar sehr mäßig! Die Jugend soll keinen Wein trinken — sie soll ihn nippen; Wasser trinken im Alltagsleben und Wein an den Tagen der Freude und des Glückes, an Sonn- und Festtagen; den Wein häufig genossen, regt die Sinne in hohem Grade auf, exaltirt, gibt zwar für den Augenblick rothe Wangen, bleicht selbe aber nachher desto mehr und macht unendlich verdräglich und launenhaft; er schwächt das Empfindungs- und Bewegungsvermögen, erregt Herzklopfen, chronisches Erbrechen, Hämorrhoiden, Blutsturz, Zittern der Glieder, Schlassucht, Convulsionen, Lähmung, Lungensucht. Die gewöhnlichste Folge des zu starken Weingenußes ist eine Neigung zu Entzündungskrankheiten. — Endlich möchte ich meinen jungen Lesern auch noch das zu Gemüthe führen, was Dr. Fabricius eben so kurz als bländig sagt: „Für junge Leute ist der Wein, was der Dünger für die Bäume: er treibt die Frucht und schadet den Bäumen.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Delinquent.

Esß Einer auf den Tod, und als man Käse ihm brachte,
Aß er ihn nicht — aus Furcht, daß er ihm Steine machte. —
So sammeln Alte oft für künftige Jahre,
Und haben nur zwei Schritte zu der Bahre.

Die Rose und die Biene.

Ein Röslein empfing eine Bien' mit Vertrauen,
Bersprach von dem Rosen sich süße Lust;
Doch bald fühlt den Stachel sie in der Brust. —
Gott Amor ist so wie die Bienen, ihr Frauen!

Der rasirte Bock.

Um seiner Schönen zu hofiren
Ließ sich ein alter Bock rasiren,
Da ward er billig ausgelacht. —
Ihr alten Böcke, nehmet dieß in Acht!

Miscellen.

× — Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß uns're Freude fremde Wangen röthet;
Daß uns're Angst in fremdem Busen zittert;
Daß uns're Leiden fremde Augen nässen.

× Der gute Hirt sucht die rändigen Schafe zu heilen, allein er flucht ihnen nicht.

× Das Schicksal ist der sicherste, aber herbste Erzieher. Darum harre seiner nicht!

× Wer mit Vergnügen tadelte, hat kein gutes Herz.

× König Christian VII. von Dänemark, der auch Doktor der Rechte zu Cambridge war, verfiel zuletzt in Wahnsinn. In seiner Geistessträube hatte er zuweilen lichte Augenblicke, und in seinem Wahnsinn lag oft etwas Geniales. Er unterschrieb noch immer alle Ausfertigungen, meistens aber so undeutlich, daß man ihm die nämliche Schrift mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchstaben, bald malte er eine Frage hin, bald unterzeichnete er einen Cabinetsbefehl: „Christian VII. und Compagnie.“

Maritäten-Rätlein.

○ Auf einem Balle, wo der Tanzsaal für die Menge der Tanzenden nicht ausreichte, sagte ein Tänzer zu seiner Tänzerin, sich das Gesicht mit dem Taschentuche trocknend: „Es ist unerträglich heiß, ich schwitze wie ein Esel; schwitzen Sie, mein Fräulein, nicht auch so?“ — „Nein,“ versetzte diese, „ich gehöre ja zu einem andern Geschlechte.“

○ Kellner: Mein Herr, Sie befehlen ein Glas Wein; darf ich gehorsamst fragen, von welcher Sorte?

Zecher: Rheinwein!

Kellner: Hier bringe ich Ihnen eine ganz vorzügliche Sorte, die ich Ihnen unbedingt empfehlen kann, die —

Zecher: — sich gewaschen hat!

○ „Wäre in der Schlacht bei *** nicht ein so tüchtiger Artillerie Despot zu Hülfe gekommen, der ganze Gang der Begebenheiten würde jetzt ein anderer seyn.“ So hieß es in einem öffentlichen Blatte, als Napoleon noch in Deutschland florirte, und fast wäre der Redacteur beim Kopfe genommen worden, weil er in der Correctur Despot für Depot hatte stehen lassen.

○ Die Leipziger Schauspielerin Gei durfte als Kind ihren Vater nicht Papa nennen, weil sie sonst einen P a p a g e i aus ihm gemacht hätte.

○ Ein Chinese beschreibt sein Vaterland folgendermaßen: „Der chinesische Staat ist ein stets denselben Weg fahrender Wagen, bei welchem der Kaiser der Fuhrmann, die höchsten Beamten dessen Hände, die anderen aber die Zügel sind, und bei dem die Gesetze den Zaum, so wie die Strafen die Peitsche bilden.“

○ Scherzfrage. Welche Zimmer haben abwechselnd Licht- und Schattenseite?

„a u m ! k u n v a g n e j a o a u n e“

Charade.

Ein edler Sinn, den niemand gern entbehret
Und der Dir manchen Hochgenuß gewähret,
Durch den so manches Schöne Dir gefällt,
Wird durch die erste Sylbe dargestellt.
Die angenehme Frucht, die die zwei Letzten nennen,
Die sicher und gewiß auch Jedermann wird kennen,
Die kommt zur Herbsteszeit auf Märkten bei uns an,
Wo man sie scheffelweis zum Essen kaufen kann.
Das Ganze ist ein Theil an Deinem eignen Leibe,
Du liebst es gerne schön am Mädchen und am Weibe.